



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

die Revolutionskriege

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

der eigenen Freiheit und Unabhängigkeit“ wollte Frankreich diesen Krieg auf sich nehmen, der „nicht ein Krieg von Volk zu Volk, sondern die gerechte Verteidigung eines freien Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Königs“ sei. In Wahrheit hatte man den Krieg gewollt, um durch ihn die Nachbarn zur Revolution mit fortzureißen, die eigenen Grundsätze überall zur Herrschaft zu bringen und damit Frankreich die Vormacht in Europa zu sichern. Es spielte noch allerlei anderes hinein, vor allem die Berechnung, daß aus dem Kriege der Sturz der Monarchie in Frankreich selbst hervorgehen werde. Die stärkste Triebfeder aber war doch die Absicht der revolutionären Propaganda. Wenn Merlin den Sinn des Beschlusses in die Worte kleidete: „Krieg den Königen, Friede den Nationen“, so war es deutlich: der Sturz der Monarchie, die Begründung der Republik in den Nachbarländern und damit der französischen Vorherrschaft über sie war das eigentliche Kriegsziel.

Man dachte sich den Krieg allein gegen Österreich gerichtet und als einen Krieg von kurzer Dauer, der das Haus Habsburg aus den Niederlanden — die Bezeichnung Belgien kam eben damals auf — vertreiben würde. Man rechnete auf die Neutralität des deutschen Reiches und Englands, hoffte sogar auf ein Bündnis mit Preußen. Es wurde ein Weltkrieg, der über zwanzig Jahre dauerte, das Antlitz Europas vorübergehend vollkommen veränderte und ihm seine dauernden Spuren aufgedrückt hat.

Wie jeder Weltkrieg der letzten dreihundert Jahre war auch dieser in erster Linie ein deutsch-französischer Krieg. Nicht zwar in seiner tieferen Bedeutung. Der Eintritt Englands, hervorgerufen durch die französische Besetzung Belgiens, verlegte den weltgeschichtlichen Schwerpunkt des Kampfes, ganz wie im Spanischen Erbfolgekrieg, aufs Meer und in außer-europäische Länder. Sein größtes Ergebnis war denn auch das Ende des französischen Kolonialreiches und die Vervollendung der englischen Weltherrschaft. Ausgefochten aber wurde dieser englisch-französische Zweikampf zur größeren Hälfte auf deutschem Boden, und kein Land hat seine Wech-

Haller, Tausend Jahre . . . 5

selfälle stärker zu spüren gehabt, keines durch ihn eine tiefere Veränderung seines ganzen Daseins erfahren als Deutschland. In Deutschland hat er seinen Anfang genommen, vorwiegend mit deutschen Kräften ist er geführt, durch deutsche Kräfte schließlich beendet worden, und die Umgestaltung der deutschen Karte ist sein greifbarstes Ergebnis.

Eine Quisquilie, eine staatsrechtliche Kuriosität und politische Bagatelle hatte seinen Anlaß gebildet. Es handelte sich um das Elsaß. Nicht um die Provinz selbst und ihre Zugehörigkeit zum einen oder andern Staat. Daß das Elsaß der französischen Krone gehöre und diese dort die volle Souveränität ausübe, war durch die Friedensverträge von Münster und Rijswijk entschieden und durch die Gewohnheit eines Jahrhunderts anerkannt. Aber diese Verträge hatten die grundherrlich-feudalen Rechte deutscher Fürsten und Herren — fünfzehn an Zahl — in einzelnen Landesteilen bestehen lassen, Rechte, die sich nur noch in gewissen Abgaben ausdrückten. Durch die Beschlüsse der Nationalversammlung — Aufhebung aller feudalen Lasten und Einziehung der Kirchengüter, Beschlüsse, die man ohne weiteres auch auf das Elsaß angewandt hatte — waren diese deutschen Reichsstände ihrer elsässischen Einnahmen verlustig gegangen. Entgegenkommender als sonst hatte die französische Regierung zunächst Entschädigung angeboten. Hätte man gewollt, so wäre es ein leichtes gewesen, den Krieg zu vermeiden. Aber auch auf deutscher Seite gab es Elemente, die zum Kriege drängten: eigensinnige Fürsten, die bei der Entschädigung zu kurz zu kommen fürchteten, andere, die bei einem Sieg über Frankreich zu gewinnen hofften, wieder andere, denen es um die Befreiung des unglücklichen Königspaares zu tun war. Dahinter stand die Schar der französischen Emigranten, die mit deutscher Hilfe in die Heimat zurückzukehren wünschten. Sie alle drängten den Kaiser, sich der „possidierenden“ Fürsten anzunehmen, ihre Sache zur Reichssache zu machen und für sie das Schwert zu ziehen.

Solange Kaiser Leopold II. lebte, war die Frage in Wien mit merklicher Kühle behandelt worden. Viel eifriger war

man in Berlin, wo Friedrich Wilhelm II., romantischen Anwandlungen immer zugänglich, ehrgeizig und kurzsichtig zugleich, sich in der Vorstellung gefiel, als ritterlicher Vorkämpfer des monarchischen Gedankens die Lorbeeren von Roßbach neu ergrünen zu lassen. Kaiser Leopold, beraten vom alten Fürsten Kaunitz, neigte trotz aller Teilnahme für seine Schwester Marie Antoinette dazu, den Fall ganz nüchtern zu behandeln und Frankreich sich selbst zu überlassen. Er sagte sich, sprach es auch aus, daß die Lähmung Frankreichs, die sich aus der Revolution ergeben hatte, für Österreich vorteilhaft sei; daß eine Wiederherstellung des absoluten Königtums auch das frühere Übergewicht Frankreichs wiederherstellen würde; daß also Österreich nichts zu gewinnen, höchstens zu verlieren haben würde, wenn es sich der „Possidierenden“ annähme und es darüber zum Kriege käme. So wäre denn, trotz alles Drängens und Treibens der Emigranten, der Krieg schwerlich ausgebrochen, hätten die in Paris an die Oberfläche gekommenen Elemente ihn nicht gewollt und für notwendig gehalten, „um die Revolution zu vollenden“, wie einer der Abgeordneten offen eingestand, und wäre nicht Kaiser Leopold in dem Augenblick, wo Frankreich mit einem fast beleidigenden Ultimatum an ihn herantrat, plötzlich gestorben. Sein Sohn Franz II., 24 Jahre alt, unerfahren, beschränkt und hochmütig, nahm die Herausforderung auf, die Leopold noch hatte liegen lassen, Preußen schloß sich ihm an, und so begann nach dreimonatigen Vorbereitungen im August 1792 der Feldzug.

Waren die französischen Kriegstreiber in Irrtum und verschwommenem Enthusiasmus befangen, so waren sich auch ihre Gegner nicht klar, was sie eigentlich wollten. Kein Zweifel, daß es damals möglich gewesen wäre, die französische Macht auf lange hinaus völlig zu vernichten und Deutschland das Übergewicht vergangener Zeiten wiederzugeben, wenn man es ernstlich wollte. Aber so weit reichten die Gedanken weder in Wien noch in Berlin. Über das praktische Ziel bestand keinerlei Vereinbarung zwischen den Verbündeten. Wohl war hier wie dort davon die Rede gewesen — es lag ja

so nahe, es lag förmlich in der Luft, und auch am Reichstag in Regensburg sprach man davon —, Elsaß und Lothringen zurückzufordern, zunächst als Pfand für Erstattung der Kriegskosten, um es später ganz zu behalten. Aber ausgemacht war das keineswegs, ja, es war sogar zweifelhaft, ob man darin einig sei. Wem hätten denn die beiden Länder zufallen müssen, wem anders als dem Kaiser, dem das Elsaß größtenteils einst gehört hatte und der selbst Nachkomme und Erbe der Herzöge von Lothringen war? Eine solche Vergrößerung Österreichs aber war nicht das, was man in Berlin wünschte, zum mindesten mußte Preußen dann ebenfalls einen Zuwachs erhalten. Man hat von Jülich und Berg gesprochen, die aber dem Haus Bayern gehörten, deren Erwerb also weitere Verschiebungen zur Voraussetzung hatte. Dazu kam das ängstliche Mißtrauen, womit die beiden Verbündeten einander im Osten gegenüberstanden, jeder nach Vergrößerung aus der Erbmasse des sterbenden Polen begierig und keiner dem andern einen Zuwachs gönnend.

War man sich über die praktischen Absichten weder klar noch einig, so blieb als Kriegsziel nichts weiter übrig als die Rettung der Monarchie in Frankreich. Aus dieser Unklarheit, ja Gedankenlosigkeit ging das unglückliche Manifest hervor, womit der Oberbefehlshaber der verbündeten Armee, Herzog Ferdinand von Braunschweig, den Feldzug eröffnete. Es war in den Kreisen der französischen Emigranten verfaßt, machte in blutrünstigen Wendungen jeden einzelnen Franzosen für Leben und Sicherheit des Königspaares haftbar und drohte mit Mord und Brand und Verwüstung von Städten und Dörfern, wenn den Majestäten ein Haar gekrümmt würde. Besser hätte man es nicht anfangen können, wenn man auch den letzten Franzosen davon überzeugen wollte, es handle sich um Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlands, um Leben und Eigentum jedes einzelnen. Ein Zustrom von Freiwilligen, wie man ihn noch nie gekannt hatte, war die Antwort der französischen Nation. „Das Manifest des Herzogs von Braunschweig“, so bezeugt ein Augenzeuge, der spätere Marschall Gouvion St. Cyr, „brachte uns in weniger als

3 Wochen über 100 Bataillone.“ Die Freiwilligen waren unerfahren, unausgebildet, von wenigen Offizieren geführt — die Mehrzahl des adligen Offizierkorps hatte längst den Dienst, zum Teil das Land verlassen —, aber sie waren mutig, tapfer, opferwillig bis zum äußersten. „Der Patriotismus ersetzte alles“, sagt St. Cyr. So wirkten sie unter der geschickten Leitung von Generälen wie Dumouriez und Kellermann bei Valmy am 22. September 1792, einen Tag, nachdem in Paris das Königtum gestürzt und die Republik verkündigt worden war, das Wunder, daß der Feind, die weltberühmten Regimenter Friedrichs des Großen, vor ihnen kehrt machte und den Rückzug antrat. Es war einer der Tage, an denen die Zeitalter sich scheiden. Goethe, der mit dem Seherblick des Genies den Vorgang beobachtete, wußte es und sprach es sogleich aus, daß von diesem Tage eine neue Zeit ihren Anfang genommen hatte.

Die Revolution hatte in Frankreich viel zerstört, aber sie hatte eine Kraft geweckt, die längst im Volke schlummerte und nur darauf wartete, daß man sie rief: den Patriotismus einer ihrer selbst bewußt gewordenen, im Glauben an sich selbst und in der Liebe zum Vaterland einigen Nation. Die Verkörperung dieses Geistes war die Armee. Sie kämpfte vor allem gegen die abtrünnigen Volksgenossen, die der Heimat untreu geworden waren und jetzt den Feind ins Land führten. Nichts Neues, nicht erst aus den Verbrüderungsfesten der Revolution hervorgegangen war diese leidenschaftliche Vaterlandsliebe, dieser unerbittliche Ruf nach Einheit der Nation. Jahrhunderte hatten daran gearbeitet, die Kräfte geschaffen, die jetzt durch die Umwälzung erst voll entbunden wurden, da zum ersten Male das Volk nicht auf höheren Befehl, nein, ganz aus sich heraus zu handeln berufen war. Man kann es nicht besser ausdrücken als in dem schönen Vergleich, den Albert Sorel gefunden hat: die Monarchie hatte das Metall in ihre Form gegossen, die Revolution hatte die Form zerbrochen, der Kern trat hervor, fest und hart, der Guß war gelungen. Das hat Frankreich die Kraft gegeben, einen vom Zaune gebrochenen Krieg gegen alle Mächte der alten Zeit,